

Römische Anlagen bei Ütendorf und Uttigen

Autor(en): **Hofer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge =
Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série**

Band (Jahr): **17 (1915)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Römische Anlagen bei Ütendorf und Uttigen.

Von *Paul Hofer*.

Herr Dr. *Ris* in Thun hatte im Jahre 1901 Gelegenheit, mit Ermächtigung der Grundeigentümer, Herrn E. von Fischer im Eichberg und Großrat von Wattenwyl von Diesbach Nachgrabungen im „Heidbühl“ zwischen Ütendorf und Uttigen und im sogenannten Uttig-Gute vorzunehmen. Die Grabung auf dem Heidbühl hatte hauptsächlich den Zweck, die Angaben Jahns (*Der Kanton Bern, deutschen Teils, antiquarisch und topographisch beschrieben, Bern und Zürich 1850, S. 259 und ff.*) nachzuprüfen und die Art der dort vorhandenen Gebäulichkeiten zu bestimmen, diejenige im Uttig-Gute sollte die Veranlassung einer ziemlich bedeutenden Bodeneinsenkung feststellen.

Die Grabungen fanden an den Tagen des 29. Juli bis 3. August und 5., 9. und 10. August 1901 bei ziemlich regnerischer Witterung statt und waren, wie Herr Dr. *Ris* mir schrieb, nicht mit Rücksicht auf eine spätere Veröffentlichung veranstaltet worden. Infolgedessen wurde auch kein Tagebuch über die Grabungen und die Funde geführt. Erst wie dann die aufgegrabenen Teile wieder eingedeckt werden sollten (was dann schließlich nur zum kleinsten Teile erfolgte), fand Herr Dr. *Ris*, es wäre doch schade, daß die Resultate seiner Bemühungen für weitere Kreise verloren gehen würden und veranlaßte auf seine Kosten wenigstens die planmäßige Aufnahme derselben. Ihm sind also die schönen Pläne zu verdanken, die den Kern der vorliegenden Arbeit bilden.

Kurz nachdem die Grabungen eingestellt worden waren, wurde Herr Dr. *Ris* angegangen, in einem Kreise von Lehrern einen populären Vortrag über die römische Ansiedelung im Heidbühl zu halten. Zu diesem Zwecke machte er sich aus dem Gedächtnisse Notizen über seine Wahrnehmungen. Aus diesen Notizen, die er mir ebenfalls freundlichst zur Verfügung stellte, sind die folgenden Ausführungen, allerdings mit eigenen Beobachtungen vermischt, geschöpft.

I. Das Heidbühl (vgl. Abb. 1, 2 und 3).

Wer von Ütendorf dem eine Stunde nordwestlich von Thun gelegenen Dorfe der Landstraße nordwärts gegen Uttigen folgt, gelangt, nachdem der Ammleten- oder Ammertebach überschritten worden ist, zu der Stelle, wo die im Jahre 1869 gebaute Straße nach Seftigen abzweigt. Etwa 100 Meter östlich der Straßengabelung erhebt sich eine, nun mit Wald bedeckte Anhöhe, das „Heidenbühl“ oder „Heidbühl“ genannt¹⁾. Nahezu 15 Meter über dem

¹⁾ Auf Bl. 352 des Siegfried-Atlases ist die Örtlichkeit unrichtigerweise „Heidenbühl“ genannt.

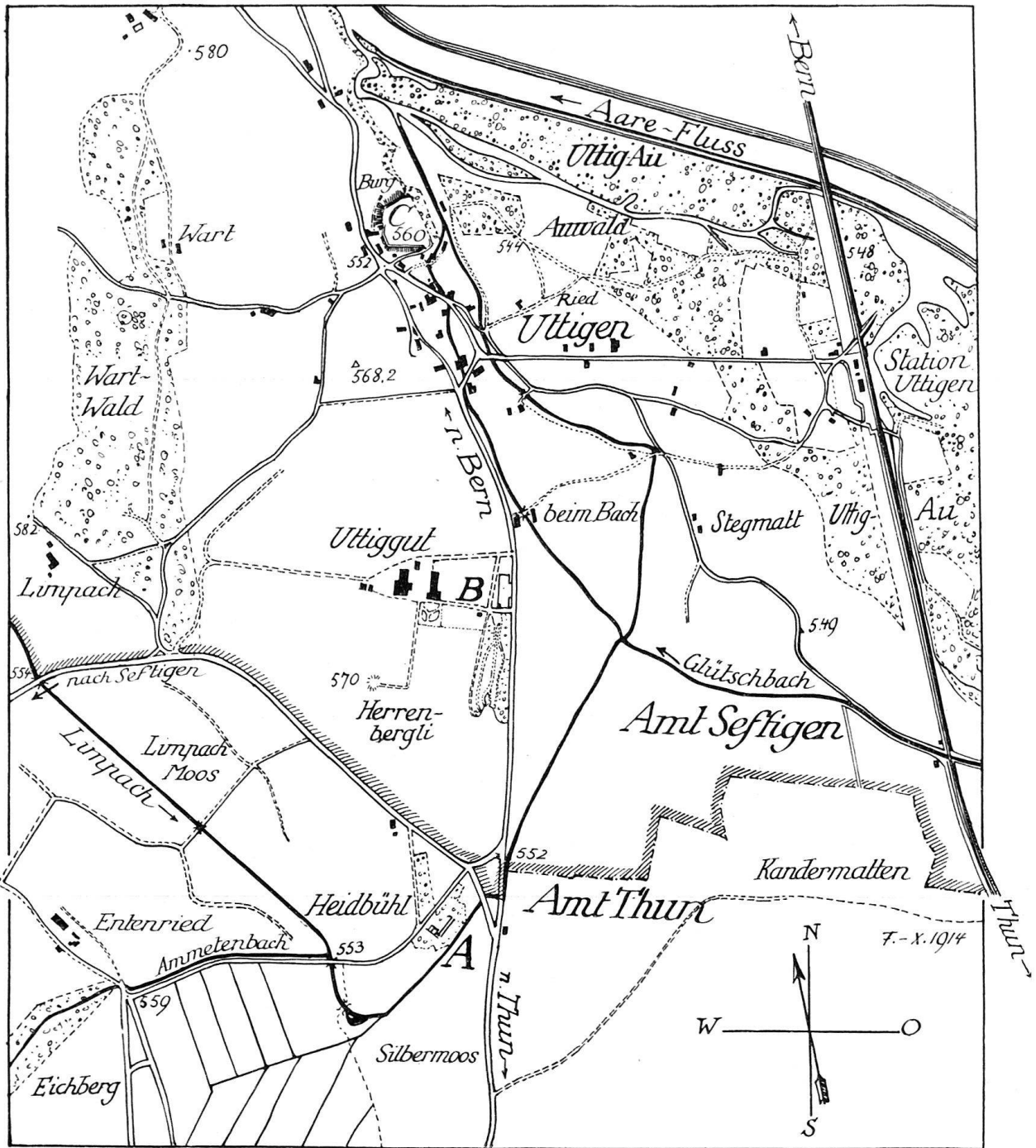


Abb. 1.

Bache steil aufsteigend, beherrscht sie als Sporn einer alten Moräne die weite Alluvialebene, die sich zwischen Uttigen und dem Thunersee ausdehnt.

Von der Höhe des Hügels erblickt man zwischen den Stämmen hoher Rottannen, Eichen und Buchen hindurch den Kranz des Hochgebirges in der Ferne, etwas zur Linken tritt Schloß und Kirche Thun hervor. Der Thunersee ist zwar nicht sichtbar, aber man ahnt ihn an dem Dufte, der über dem Walde sich erhebt, der den alten Lauf der nun in den Thunersee abgeleiteten Kander begleitet. Als das Heidbühl noch nicht mit Bäumen bestanden war, muß die Aussicht dort wunderbar gewesen sein.

Die Kuppe des Hügels erscheint von Menschenhand abgeflacht und läßt verschiedene Mauerzüge erkennen, die Anlaß zu allerlei Sagen gaben und von jeher die Schatzgräber der Umgebung reizten, in diesen Mauern herumzuwühlen. Nach Südosten fällt der Hügel unnatürlich steil ab, seine Böschung ist stellenweise steiler als 45° . Nach Südwesten und Nordosten ist die Böschung weniger steil und nach Nordwesten läuft der Hügel fast horizontal in das ansteigende Gelände aus. Hier war offenbar die Zufahrtstraße des Gebäudes, das auf der Kuppe stand. Ihre Richtung läßt sich noch ziemlich gut an dem schwächeren und lichterem Baumwuchse erkennen, der Mühe hatte, auf dem Straßenkörper sich zu entwickeln. Diese (alte) Zufahrt ist nunmehr durch einen Einschnitt unterbrochen, durch welchen (in unmittelbarer Nähe der Gebäuderuinen) die Straße zum schönen Landgute der Familie von Fischer „Eichberg“ geführt worden ist.

Über das Heidbühl schweigen die Urkunden. Erst A. Jahn hat in seinem oben angeführten Werke über den Kanton Bern darauf hingewiesen, daß die Ruinen Überreste einer römischen Ansiedlung seien. Allerdings hielt er sie für diejenigen eines Kastells¹⁾, wohl veranlaßt durch die schanzenartige Böschung der Südostfront des Hügels.

Oft und viel ist auf dem Heidbühl schon „gegraben“ worden. Abgesehen von der Tätigkeit unqualifizierter Schatzgräber sollen Grabungen in den sechziger oder siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts von nicht mehr nachweisbaren Personen und nachher vom Bezirksingenieur (späteren Nationalrat) J. Zürcher in Thun gemacht worden sein²⁾. Indessen sind deren Resultate verloren. Nur einzelne Fundgegenstände haben sich in das historische Museum von Thun gerettet, aber ohne daß ihre Herkunft vom Heidbühl mit voller Sicherheit festgestellt werden könnte.

„Als nun,“ hier folge ich fast wörtlich den Notizen des Herrn Dr. Ris, „im Jahre 1901 der damalige Besitzer des Eichbergs, Herr E. von Fischer, die höchst verdankenswerte Einwilligung gegeben hatte, einige Grabungen auf dem Heidbühl vorzunehmen, mußte diese Gelegenheit wahrgenommen werden, um die bisherigen und mündlich überlieferten Fundberichte nachzuprüfen und zu ergänzen. Es mag schon vorweg gesagt werden, daß unsere Gra-

1) Kastelle und Ustrinen waren die bösen Geister Jahns.

2) -Wahrscheinlich bei Anlage der von ihm gebauten Seftigenstraße.

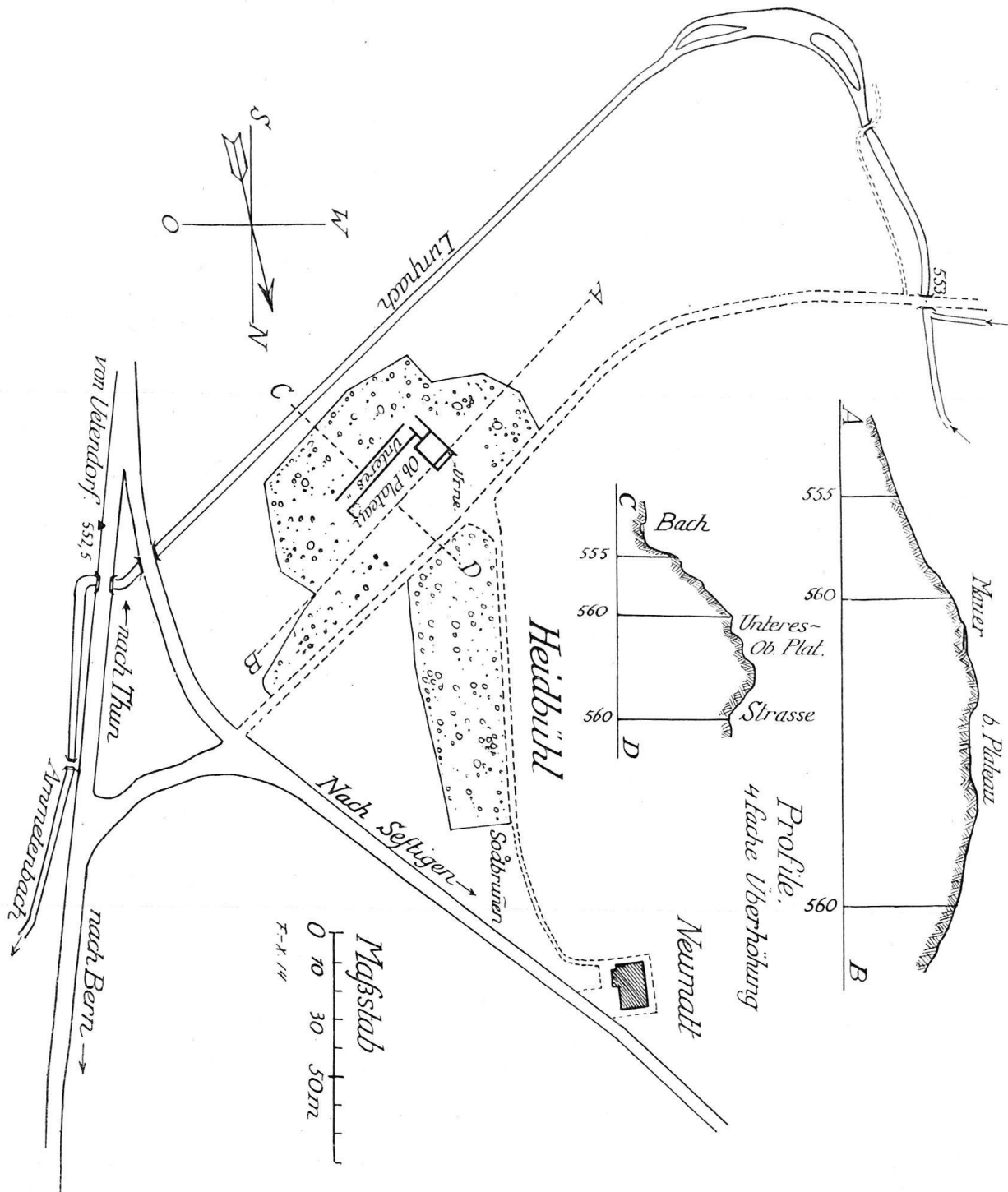


Abb. 2.

bungen die volle Zuverlässigkeit Jahns ergaben, soweit sie sich auf Tatsachen bezogen.

„Wo der ziemlich starke Baumwuchs es zuließ, wurden in erster Linie die Grundmauern des den Hügel krönenden Gebäudes abgedeckt. Es ergab sich, daß wir es mit einer hufeisenförmigen¹⁾ Anlage zu tun haben, deren Mittelstück zirka 36 m lang ist. Die Südostfassade (vgl. Abb. 3) tritt zum Teil noch $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ m zutage, während die Nordwestfassade ganz von Humus bedeckt ist. Von der ganzen Länge des Gebäudes gegen das Aaretal zu (südostwärts) zieht sich eine $4\frac{1}{2}$ m breite Terrasse hin, deren Böschungsmauer sich noch auf eine Tiefe von 1 m verfolgen läßt und direkt in die steile Böschung des Hügels übergeht. Die Mauerreste des Gebäudes sind überall²⁾ 0,65 m dick und bestehen aus mit dem Hammer zugeschlagenen Bruchstücken der in der Umgebung vorgefundenen Gesteinsarten, von Rollsteinen aus dem nahen Aare- und Kanderbette, erratischen Blöcken, die einst der Aaregletscher reichlich in der Umgebung abgesetzt oder Tuffsteinen, wie sie zu römischen Zeiten schon im nahen Toffen ausgebeutet worden sind und dort noch heute ausgebeutet werden. In der Größe variieren die Bausteine zwischen unseren heutigen Backsteinen und gewöhnlichen Pflastersteinen. Sie sind mit einem Mörtel verbunden, der durch seine Härte in Erstaunen setzt.

„Die Südostfassade, von der eine 5 m lange Strecke zuerst freigelegt wurde, fand sich an ihrer Basis, wo sie durch Gebäudeschutt und Erde vor atmosphärischen Einflüssen etwas geschützt war, durch einen gut erhaltenen, anscheinend bemalten Verputz abgeglättet, was vermuten läßt, daß die beiden Parallelmauern einem geschlossenen oder wenigstens überdeckten Raume angehört haben. Die Funde in dem langen Raume zwischen beiden Mauern beschränken sich auf Leisten-, First- und Hohlziegel in großer Zahl und zum Teil vorzüglicher Erhaltung. Zolldicke Leistenziegel von 0,53 m Länge und 0,40 m Breite waren keine Seltenheit. Sie lagen, wie sie mit dem Dache zusammengefallen waren, in 1,20 m Tiefe auf einer Schicht groben Mörtels, der den Fußboden des Raumes bildet und unter einer Schicht Mauersteine, die vom Zusammensturz der Seitenwände herzurühren scheint. Auf keinem dieser Hunderte von Ziegelstücken fanden sich Legions- oder Fabrikmarken, wohl aber viele Eindrücke von Fingerbeeren und Schuhnägel.

„Ein Querschnitt durch den ganzen Raum zwischen den zwei Südostmauern und darüber hinaus, der etwa 6 m lang und $\frac{3}{4}$ m breit, einerseits bis auf die Böschung, andererseits bis über die Nordwestfront der Fassadenmauer hinaus fortgeführt wurde, ergab immer denselben Befund: zerbrochene und ganze Ziegel und Mauersteine innerhalb der zwei Mauern und dichtes „Lettgrien“ hinter der Mauer“ (welcher der beiden Mauern? H.).

„Die von den Enden der Südostfassade nordostwärts laufenden Flügel (vgl. Abb. 3) umfassen jenen weiten viereckigen Raum, der das Plateau des

¹⁾ Siehe S. 26.

²⁾ D. h. dort wo Herr Dr. Ris wirklich graben ließ.

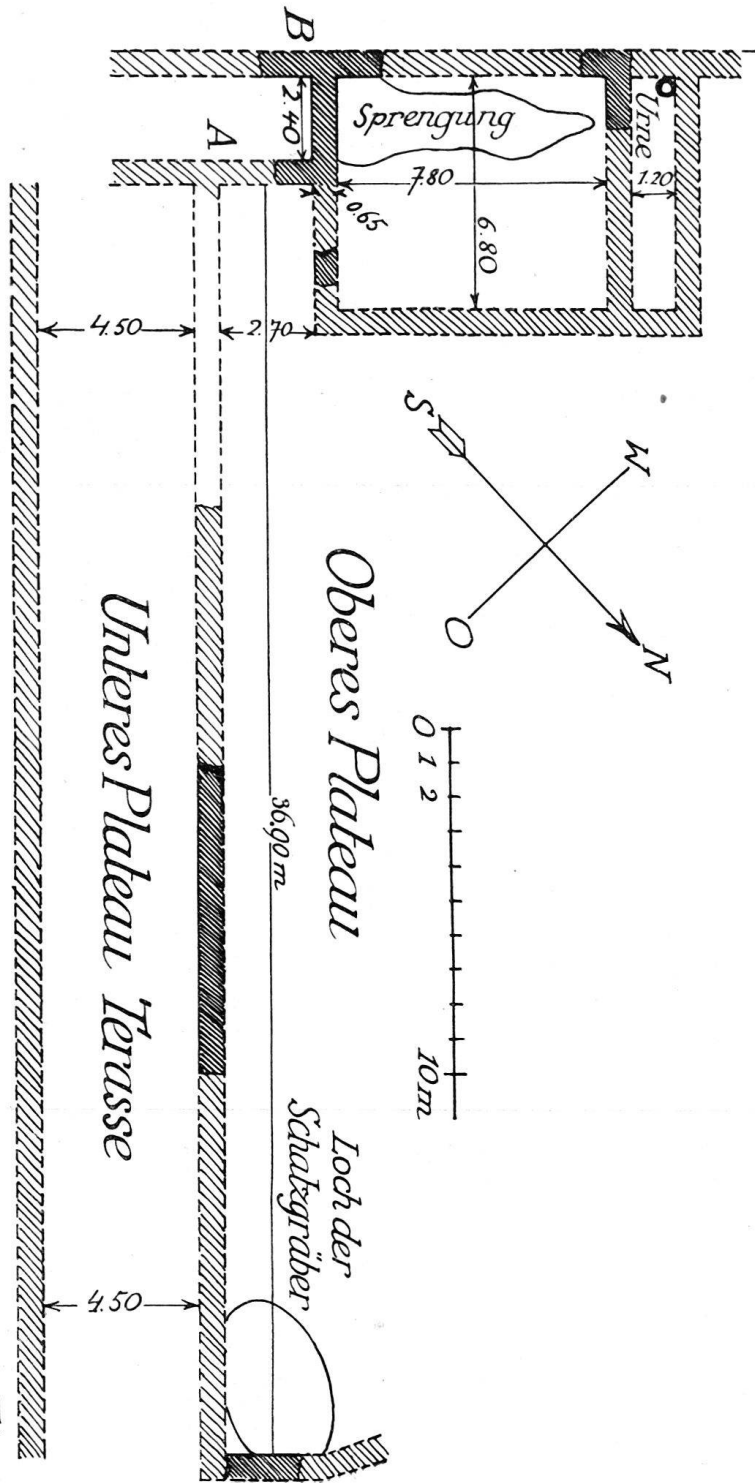


Abb. 3.

T. X. 1911

Hügels einnimmt und bis dahin, des starken Baumwuchses wegen, außer von anonymen Schatzgräbern noch unerforscht ist. Er ist nach der Mitte zu etwas vertieft und dürfte noch wichtige Bauteile bergen. Auch der nordöstliche Flügel ist, weil mit hundertjährigen Tannen bestanden, bis heute nicht durchforscht, aber deutlich in seinen Mauern erkennbar. An der stumpfwinkligen Ecke, die er mit der Südostfassade bildet, fällt ein gewaltiger ovaler Schacht, 4 m im größten Durchmesser haltend, auf, der nach der Versicherung eines der Schatzgräber, S. R. ¹⁾, 32 Fuß senkrecht in die Tiefe gehen soll, jetzt aber eingefallen und in eine Abfallgrube verwandelt ist.

„Der südwestliche Arm des Hufeisens dagegen trägt weniger alte Bäume und war daher der Untersuchung leichter zugänglich. An der Ecke gegen die Südostfassade wurde ein unterirdischer Raum gefunden, zu dem wir durch ein von Schatzgräbern gehauenes Loch in der Südostmauer gelangten. Ein eigentlicher Eingang zu diesem 7,80×6,80×2 m großen Raum wurde nicht gefunden; wenn einer vorhanden war, so muß er auf der Ostseite gesucht werden. Der Raum selber war leicht gewölbt und war dicht vollgestopft mit trockenen und steinharten Lettgrieten. Mit Pickel und Schaufel, schließlich durch Sprengung (!) wurde ein Stollen bis an die gegenüberliegende Kurzwand getrieben, die vorher an ihrer Nordwestseite freigelegt worden war. In diesem Raume fand sich im Lettgrieten eine ziemlich wohlerhaltene, wenig patinierte Mittelermünze des Domitian, Avers: CAESAR DIVI AVG F DOMITIANUS . . . , Revers: SC und stehende weibliche Figur. Umschrift zerstört.“ (Im Besitze des Herrn Dr. Ris).

„Nordwestlich hinter diesem unterirdischen lag, ebenfalls im Südwestwestflügel des Hufeisens, ein zweiter, aber oberirdischer Raum, dessen schön weißer (?) Zementboden und Wandbestich leider von den Schatzgräbern ²⁾ in viele Stücke zerschlagen, aber noch vorhanden war. Der Boden ruhte auf einem Hypokaust. In der westlichen Mauerecke fanden sich die Scherben eines großen Tongefäßes, dessen unterer Drittel noch in seiner ursprünglichen Lage 1½ m tief unter der Oberfläche gefunden wurde. Zusammengesetzt bildeten die 22 Scherben ein Gefäß von 0,40 m Tiefe und 0,15 m Durchmesser am untern und 0,37 m Durchmesser am obern (unvollständig erhaltenen) Rande, dessen Boden etwas nach innen gewölbt war.“ (Das Gefäß befindet sich im historischen Museum von Thun.)

Soweit der Bericht des Herrn Dr. Ris.

Heute (1914) sind die Spuren der Grabungen des Herrn Dr. Ris noch wohl zu sehen, da die damals aufgedeckten Mauern zum Teil noch bloßliegen. Der

¹⁾ „Der jetzt (1901) 83jährige Greis behauptete, schon als Knabe mit seinem Vater und Großvater, denen das Heidebühl einst gehörte, auf dem Hügel gegraben zu haben. Besagtes Loch habe er vor ca. 40 bis 45 Jahren in 30 Herbstnächten hintereinander ausgraben helfen, bis ein Schwarm Krähen, der von links (!) geflogen kam, sie für immer verscheucht habe. Gefunden hätten sie nichts als eine Unmasse steinharder Ziegel, die sie fuder- und bennenweise weggeführt und auf ihre Wege und Dächer verwandt haben.“ Dr. R.

²⁾ „Geständnis des vorerwähnten S. R.“ (Anm. von Dr. R.)

Augenschein lehrt einmal, daß lange nicht alle, heute auch ohne Grabungen sichtbaren Mauerzüge auf den Plänen eingezeichnet sind, letztere sich vielmehr begnügen, dasjenige wiederzugeben, was die Grabungen des Herrn Dr. Ris festgestellt haben.

So läßt sich deutlich ein langer Mauerzug erkennen, der parallel zu der Südostfront im Nordwesten des Gebäudes am Rande des Straßeneinschnittes (der Privatstraße zum Eichberg) hinläuft und wahrscheinlich die Nordwestfront des Gebäudes bildete. Ebenso scheint uns eine senkrecht darauf sich hinziehende scharfe Linie im Boden, die nun mit alten Tannen besetzt ist, den nordöstlichen Abschluß des Gebäudes zu bilden, das dann ungefähr 5 m länger gewesen wäre, als Abb. 3 ausweist. Ein großer Haufen bearbeiteter Mauersteine am südwestlichen Ausgange des Straßeneinschnittes, der anlässlich der Erstellung des letztern dort abgelegt worden sein soll, scheint darauf hinzudeuten, daß damals gewisse Bauteile zerstört worden sind.

Dann aber lehrt der Augenschein namentlich der Südecke des Gebäudes und der südöstlichen innern Frontmauer, daß die Hauptgrundmauern sehr sorgfältig gemauert und zwar mit behauenen Rollsteinen derart aufgeführt worden sind, daß je zwei oder drei Lagen behauene Steine eine deutlich erkennbare Schicht bilden.

Ausnahmen von dieser Art Mauerung zeigen z. B. die in Abb. 3 mit A bezeichnete Mauer, die von der Südostfront in rechtem Winkel abgeht, aber mit ihr nicht bündig ist. Sie ist viel weniger sorgfältig und aus verschiedenen Materialien, ohne Lagerschichten aufgeführt. Neben Rollsteinen aller Größen sind Tuffstücke, Ziegelbrocken u. dgl. dazu verwendet worden. Auch auf der von der Ostecke nordwestwärts streichenden Mauer ist eine spätere unordentlich aufgeführte aufgesetzt, die sich weiter fortzusetzen scheint, als im Plane angegeben ist. Die Faktur dieser weniger sorgfältig erstellten Mauern weist darauf hin, daß letztere nicht gleichzeitig mit dem übrigen Gebäude aufgeführt worden sind. Ob wir es hier mit nachträglichem Anbau oder Reparaturen zu tun haben, oder ob das Gebäude zerstört und hernach in erweiterter Form und in Hast wieder aufgebaut worden ist, läßt sich an Hand des vorliegenden Materiales und des bloßen Augenscheines nicht feststellen. Für letztere Annahme spricht ein Stück eines Leistenziegels mit beidseitigen Mörtelspuren, das vom Schreibenden in der Ruine aufgehoben worden ist ¹⁾. An der Südwestmauer (beim Punkte B) sieht man ferner als Krönung der Grundmauer noch drei Lagen Tuffquadern, aus denen man schließen möchte, daß der Oberbau, zum Teil wenigstens, aus solchem Materiale aufgeführt war. In den weniger sorgfältig errichteten Mauern, von denen soeben gesprochen worden ist, sind nun solche Tuffquadern und Teile von solchen verwendet worden, so daß die Annahme an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß das ursprüngliche Gebäude zerstört und

¹⁾ Nebenbei sei bemerkt, daß dieses Ziegelstück den Abdruck eines niedlich geformten Kinderfußes von 12 cm Länge aufweist. Da die Ferse des Fußes tiefer eingedrückt erscheint, als der Fußballen und die Zehen, so ist anzunehmen, daß sich das Kind darin gefiel, seinen Fuß im frisch gestrichenen Ziegel abzuformen.

hernach mit Benutzung des alten Materiales weniger sorgfältig wieder aufgerichtet worden ist.

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, waren die von Herrn Dr. Ris vorgenommenen Grabungen zu wenig ausgedehnt, um die innere Anlage des Gebäudes einigermaßen genau erkennen und einen sichern Schluß auf dessen Zweckbestimmung zuzulassen. Wenn es ähnlich angelegt war wie etwa die in Sitterdorf (1860/62), Martigny (1884) und Oberlunkhofen (1898) ausgegrabenen römischen Gebäude, deren Grundrisse im Anzeiger für Altertumskunde der Jahre 1882, 1885 und 1898 zu finden sind, so sind die hauptsächlichsten Räume des Hauses noch gar nicht aufgedeckt. Es ist hier also noch freies Feld für die Tätigkeit des Forschers, worauf wir namentlich das bernische historische Museum aufmerksam machen wollen, das sich mit der systematischen Aufdeckung dieses Objektes und der dazu gehörenden Dependenz und Straße ein wirkliches Verdienst erwerben dürfte.

Daß das Gebäude Dependenz besessen haben mußte, läßt sich nicht nur aus seiner allgemeinen Anlage, sondern auch aus der Bodengestaltung der unmittelbaren Umgebung vermuten.

Im Raume zwischen der Ruine, die in Abb. 3 eingezeichnet ist und den Straßen nach Seftigen und Eichbühl (vgl. Abb. 2) zeigt sich, etwas tiefer als das Hauptgebäude eine künstliche Terrasse, die offenbar in engster Beziehung zu diesem stand, aber bis dahin noch gar nicht untersucht worden ist. Im fernern spricht J. Jahn (a. a. O.) von zwei Gebäuden, die in einer der sogenannten Kanderplatten, nordöstlich vom Heidbühl, nahe am Glütschbach lagen und die er als Dependenz des, wie er annimmt, befestigten Hügels anspricht. Es ist dies nicht ausgeschlossen. Hingegen haben eingehende Nachfragen ergeben, daß die beiden Gebäude, das eine schon 1848, das andere in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts „ausgegraben“, d. h. von Grund aus zerstört worden sind. Der Platz des einen Gebäudes ist gegenwärtig noch zu erkennen. Es lag an der Südfront eines heute von einem mit Eichen untermischten Lebhage gebildeten Rechteckes, von ungefähr 100×80 m, dessen Schmalseite vom Ammletenbach gebildet wird, während die südliche Langseite vom Grenzsteine der Bezirke Thun und Seftigen am Ammletenbache, ostwärts geht. Bei der Ende des letzten Jahrhunderts stattgefundenen Vermarchung der dortigen Grundstücke wurde, wie mir Herr Lehrer Wagner in Uttigen mitteilte, der die Vermarchung unternahm, zwei der jetzigen Marchsteine direkt in alte, sehr feste Mauern hineingesetzt. In der Tat zeigt die Bodengestaltung dort die Form eines scharf abgegrenzten Rechteckes.

Funde. Jahn erwähnt, als vom Heidbühl stammend: Bruchstücke römischer Ziegel und „römisch-keltischer“ Töpferware der verschiedensten Stoffe und Formen, auch Scherben von Gefäßen aus „echt römischer Siegelerde“, ferner Eisengeräte.

Das historische Museum in Thun besitzt nun eine Anzahl Gefäßfragmente und Eisengeräte, namentlich einen eisernen Ring, Nägel verschiedener Größe, einen größern und einen kleinern römischen Schlüssel, die nach dem Begleit-

zettel von einem Herrn Gobelet gesammelt und Herrn Fürsprech Bischoff in Thun übergeben worden waren und aus dessen Nachlaß, samt den bekannten Almendinger Funden (vgl. Jahn. I. c Seite 253 und ff.) an das Museum gelangt sind. Jener Gobelet war Bauführer bei der Aarekorrektur bei Uttigen (1860 bis 1870) und bewohnte ein Herrn Fürsprech Bischoff gehörendes Haus auf den sogenannten Kanderplatten, in der Nähe des Heidbühl¹⁾. Es ist daher wahrscheinlich, daß die von Gobelet gesammelten Gegenstände aus der Nähe des Heidbühles stammen, vielleicht vom Heidbühl selber, vielleicht aber auch von zuletzt erwähnten Dependenzgebäude, das in den gleichen sechziger Jahren „ausgegraben“ worden ist. Auf jeden Fall können sie aber nicht identisch sein mit den von Jahn erwähnten Objekten, da Jahn sein Buch schon vor 1850 geschrieben hat. Man müßte letztere, falls sie sich in das Museum von Thun gerettet hätten, unter den dortigen römischen Gegenständen ohne Herkunftsbezeichnung suchen. Von diesen dürfte wahrscheinlich der obere Teil eines bronzenen Glöckchens, sowie einige Münzen vom Heidbühl stammen. Der Ausgrabung des Herrn Dr. Ris sind die schon erwähnten Leistenziegel, das große Gefäß und die Mittelermünze des Domitian zu verdanken, die an sich schon genügen, die Ruinen des Heidbühl als römisch anzusprechen.

Die von Herrn Dr. Ris gefundene Münze könnte im Vereine mit der des Augustus, die Jahn als auf dem Heidbühl gefunden erwähnt, einen Anhaltspunkt für die Zeit der Erbauung der Villa bieten, falls die mir zur Verfügung stehenden Notizen in allen Einzelheiten zutreffend sind. Herr Dr. Ris sagt, daß seine Münze in einem unterirdischen, oben zugedeckten Raume, ohne sichtbaren Eingang im Lettgrien, also im Naturboden gefunden worden sei. Dieser Raum gehört zweifellos der ersten Bauperiode an. Bei der guten Erhaltung der Münze darf angenommen werden, daß sie noch nicht lange im Verkehre gewesen sei, als sie beim Bau der Villa verloren oder vielleicht absichtlich in den Grund gelegt worden ist. Unter diesen Voraussetzungen fiel die Erbauung auf die erste Hälfte oder die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts.

Wann das Gebäude wieder aufgeführt und dann zum zweiten Male zerstört wurde, läßt sich, wie gesagt, gegenwärtig nicht bestimmen. Eine Aufklärung darüber darf nur von einer systematischen Ausgrabung erhofft werden.

II. Das Herrenbergli beim Uttiggut (vgl. Abb. 1 und 4).

1. Römischer Kalkofen.

Etwas näher beim Dorfe Uttigen liegt, zirka 500 m nördlich des Heidbühls, das „Herrenbergli“, ein ähnlich wie letzteres formierter, ebenfalls mit starkem Baumwuchse bestandener Hügel, der gegenwärtig zu parkähnlichen Anlagen ausgebildet ist und zum sogenannten Uttiggut des Herrn von Wattenwyl von Diesbach gehört.

¹⁾ Gefl. Mitteilung des Herrn Baumeister Hopf in Thun.

Kalkofen beim „Uttiggut“

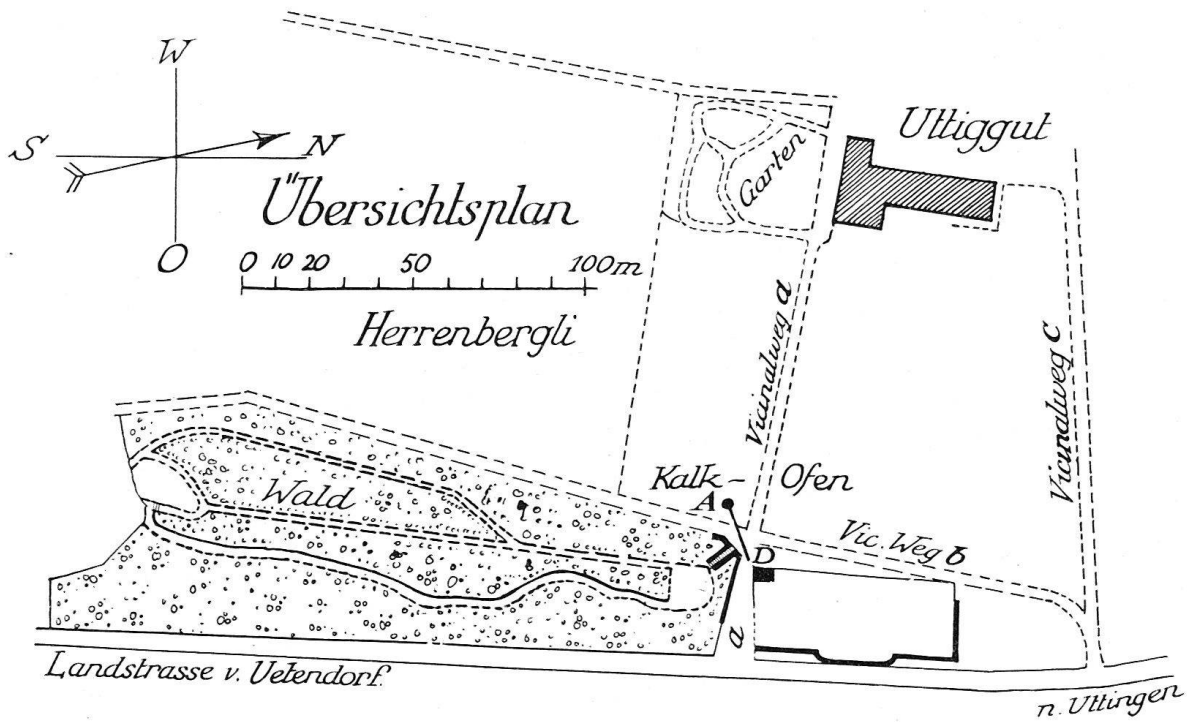
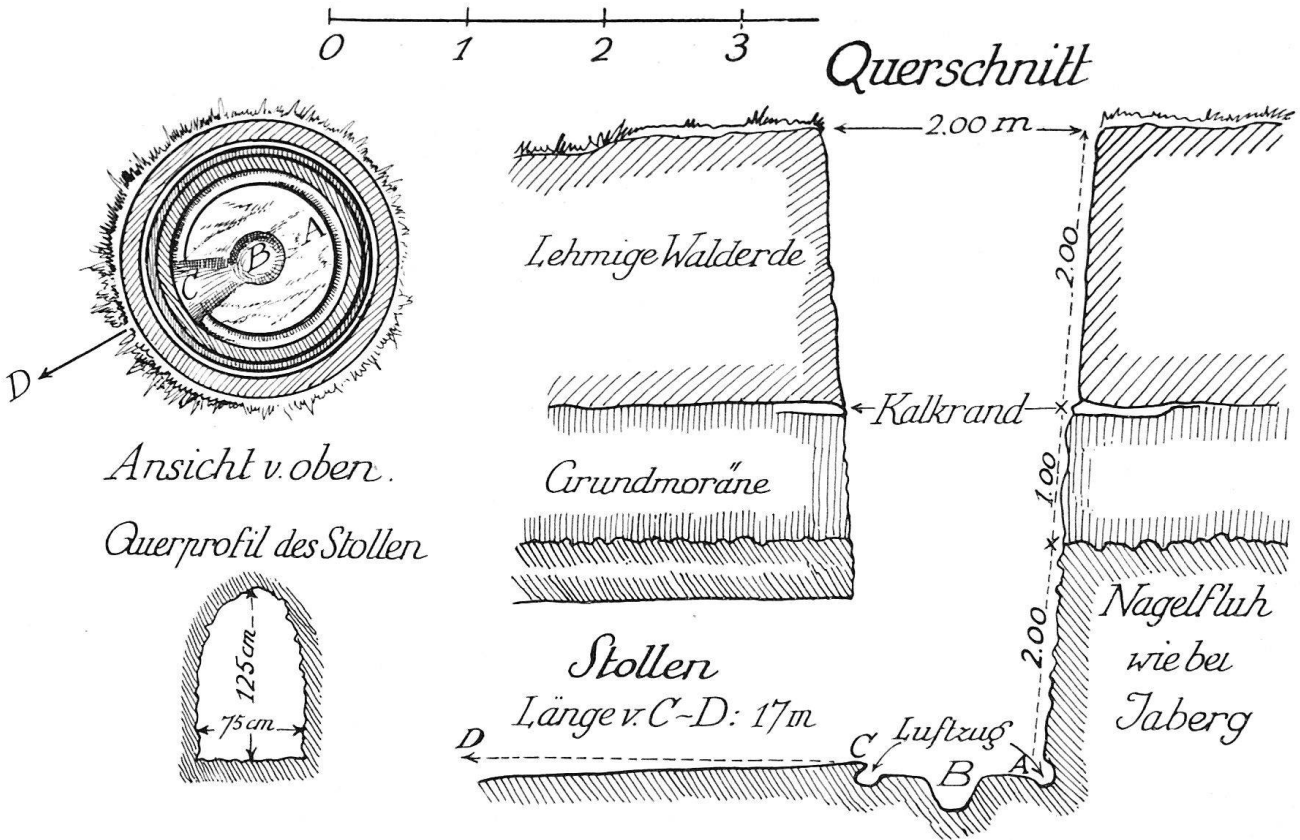


Abb. 4.

Am Nordwestende dieses Hügels bildete sich im Jahre 1900 oder anfangs 1901, bei B der Abb. 1 und A der Abb. 4 eine plötzliche Einsenkung des Bodens. Herr Dr. Ris untersuchte auch diese nachdem sie schon zu allen möglichen Gerüchten von unterirdischen Gängen usw. Anlaß gegeben hatte. Die Ausgrabung zeigte nun, daß das Loch, das sich unter den Rädern eines schwer beladenen Wagens geöffnet hatte, vom Einsturz der Decke eines unterirdischen Raumes herrührte.

Nachdem die 2 m dicke Humuserde ausgehoben worden, fand sich ein Kranz von 0,10 m dicken Kalkplatten. Der innere Durchmesser des Kranzes war zirka 1,60 m. Unter dem Kranze ging ein kreisrunder, nach unten sich konisch verengender Schacht, zuerst durch die zirka 1 m dicke Grundmoräne und hernach noch zirka 2 m durch die anstehende Nagelfluh in die Tiefe. Die mir zur Verfügung stehenden Notizen erwähnen nicht, ob dieser Schacht Reste von Verkleidung aufwies oder ob solche im Aushub gefunden worden sind. Auch Herr Dr. Ris, sowie andere Personen, die damals bei der Ausgrabung anwesend waren, konnten mir über diese ziemlich wichtige Frage keine Auskunft erteilen, ebensowenig darüber, ob an den Wänden des Schachtes Anzeichen von Vitrifikation oder sonstige Besonderheiten zu bemerken gewesen seien.

Am untern Ende des Schachtes fand sich die Öffnung eines 1,25 m hohen, 0,75 m breiten Stollens, der, in der Nagelfluh ausgehauen, in ziemlich östlicher Richtung ungefähr 17 m weit verfolgt werden konnte, wo er wahrscheinlich in früherer Zeit seinen Anfang genommen hatte. Leider konnte die Eingangsöffnung des Stollens, der ein leichtes Gefälle hatte, nicht freigelegt werden, weil ein kleiner Schopf die Grabung verhinderte.

Der Boden des Schachtes, der noch einen Durchmesser von 1,30 m besaß, zeigte in der Mitte eine kreisrunde, ebenfalls konische Vertiefung von zirka 0,25 m obere und 0,17 m unterer Weite bei zirka 0,25 m Tiefe, die gegen den Stollen schalenartig auslief, am Bodenrande begleitet von einer im Durchschnitte halbkreisförmigen Rinne von zirka 0,15 m Tiefe.

Der Schacht, sowie ein guter Teil des Stollens soll mit Schutt aller Art und Abraum ausgefüllt gewesen sein. Nach Mitteilung des Herrn Dr. Ris fanden sich im untern Teile des Schachtes Klumpen einer weißen Masse, die an der Luft jedoch bald zerfiel. Es ist zu bedauern, daß der Aushub nicht systematisch untersucht worden ist, er hätte uns wahrscheinlich sichere Anhaltspunkte für die Bestimmung des Objektes geboten. Aber auch so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß wir hier die Reste eines Kalkbrennofens vor uns haben; darauf weist die ganze Anlage, Einfüllschaft, Luftstollen und die Luftzüge im Boden des Schachtes ganz bestimmt hin. Und daß er römisch sein dürfte, ergibt sich nicht sowohl aus der Vergleichung mit den Anlagen, die auf der Klosterzelg in Brugg (Anzeiger für Altertumskunde 1907, 313) und auf der Haspelmatte bei Bern (Jahresbericht des historischen Museums in Bern pro 1897, 33) gefunden worden und unzweifelhaft römischen Ursprungs sind ¹⁾, als auch aus

¹⁾ Wahrscheinlich dürfte die von Jahn bei Radelfingen (Jahn, S. 361 unten) erwähnte Anlage, die er als *ustrina* anspricht, auch nichts anderes als ein römischer Kalkbrennofen gewesen sein.

dem Umstande, daß der Ofen in unmittelbarer Nähe römischer Anlagen liegt.

Da ich das beschriebene Objekt nicht aus eigener Anschauung kenne, — es wurde bald nach seiner Aufdeckung wieder zugedeckt, so daß gegenwärtig nur eine kaum bemerkbare Vertiefung des Bodens die Lage des Schachtes andeutet, — enthalte ich mich weiterer Erörterungen und verweise lediglich auf die Vergleichung des Planes IV mit denjenigen, die den erwähnten Publikationen über die Kalköfen von Brugg und Bern beigegeben sind.

2. Römische Spuren beim Uttiggute.

Das westlich der Landstraße, die von Ütendorf, am Heidbühl vorüber nach Uttigen führt, gelegene „Herrenbergli“ ist eine mit Wald bedeckte, zirka 200 m lange Anhöhe, deren höchster Punkt ungefähr 20 m über der Landstraße liegt. Die Böschung gegen letztere ist unnatürlich steil, ebenso gegen Norden und teilweise gegen Süden, wo indessen das anliegende Terrain fast 10 m höher liegt als die Landstraße. Gegen Westen läuft die langgestreckte Kuppe mit schwacher Senkung in das davorliegende Ackerland aus. Die Nordseite des Hügels wird von einem alten Wege begrenzt, der vom Uttiggute direkt östlich führt (Vicinalweg a der Abb. 4), aber in seinem unteren Teile (zwischen der Wegkreuzung und der Landstraße) nicht mehr als Durchfahrt benutzt wird, weil sein Ende bei Anlage der Landstraße abgegraben wurde. Der Fahrverkehr des Uttiggutes geht deshalb jetzt über Vicinalweg b.

In dem zwischen Vicinalweg a, Vicinalweg b und der Landstraße eingeschlossenen Grundstück befindet sich eine auf wenigstens drei Seiten (W., N. und O.) von starken Mauern umfaßte, vollkommen horizontale Ebene, die gegenwärtig nur spärlichen Graswuchs trägt. Nach der in Uttigen herrschenden Ansicht soll ein Vorbesitzer des Uttiggutes die Absicht gehabt haben, dort ein „Schloß“ zu errichten, aber von seinem Vorhaben abgestanden sein, nachdem er die Fundamente des Gebäudes aufgeführt hatte. Wann dies geschehen sein soll, verschweigt die Legende. Gegen die Wahrscheinlichkeit der Sage spricht nun die Lage der Ruine. Man baute nicht „Schlösser“ an der den rauhen Winden zu- und der Sonne abgekehrten Nordseite eines bewaldeten Hügels, wenn man in unmittelbarer Nähe an der Südseite des letztern einen die wundervollste Aussicht besitzenden, sonnenbescheinten, von der Straße etwas abgelegenen Platz hatte, wie dies auf dem Uttiggute der Fall ist. Es könnte sich demnach nur um ein landwirtschaftliches Gebäude handeln. Dagegen aber spricht wieder, daß die der Straße zugekehrte Mauer nirgends eine Öffnung, weder für Türen noch Fenster zeigt, was mit der Ökonomie der in unserem Lande gebräuchlichen landwirtschaftlichen Anlagen unvereinbar ist, und daß die Ostmauer des Gebäudes unter dem schon im Mittelalter vorhandenen Vicinalweg a sich durchzuziehen scheint.

Die noch $2\frac{1}{2}$ bis 3 m hohen Mauern auf der Nord- und namentlich auf der Ostseite des Gebäudes haben den Anschein von aus ziemlich großen Hausteinen aufgeführten Trockenmauern, die ebensogut erst gestern hätten erstellt werden

können. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß diese anscheinenden Trockenmauern wahrscheinlich nicht alten Datums sind, sondern daß sie Reparaturen darstellen von Mauern, deren äußere Verkleidung durch die Wurzeln der auf ihnen gewachsenen alten (nun zum Teil verschwundenen) Bäume abgesprengt worden war. Der alte Mauerkerne ist indessen noch vorhanden und tritt an einzelnen Stellen, wo die Wurzeln ihr Zerstörungswerk noch in letzter Zeit weitergesetzt haben, deutlich zutage. Dieser Kern zeigt nun alle Charakteristika römischen Mauerwerkes, Rollsteine in einem sorgfältigen Gusse nahezu reinen Kalkes, wie er weder im Mittelalter, noch in neuerer Zeit mehr verwendet worden ist. Unter diesen Umständen und unter Berücksichtigung, daß der Mangel an Öffnungen auf der Straßenseite darauf hinweist, daß das Gebäude ohne Zweifel zu einer Zeit aufgeführt worden ist, wo die Landstraße noch nicht existierte, ist die Vermutung sicher nicht unbegründet, daß es römischen Ursprunges sein kann. Nachgrabungen, die übrigens weder störend noch kostspielig wären, können aber einzig Sicherheit in dieser Richtung bringen.

Die vorstehende Vermutung wird auch gestützt durch den gegenwärtigen Zustand des Herrenbergli. Gleich wie das Heidbühl ist die Straßenseite des Hügels außerordentlich und unnatürlich steil und seine höchste Kuppe wohl ebenfalls durch Menschenhand abgeflacht. Mauern treten allerdings nicht zutage; allein die gegenwärtig zum Schutze der jetzt bestehenden Spaziergänge erstellten Mäuerchen und Treppen bestehen aus den nämlichen geschlagenen Rollsteinen, wie sie die Mauern der Ruine auf dem Heidbühl aufweisen. Sie sind ohne Zweifel in nächster Nähe zusammengelesen worden und stammen daher, sei es von der Ruine am Fuße des Herrenbergli oder von einer auf demselben. Endlich sei noch bemerkt, daß für die Existenz der letztern spricht, daß das Herrenbergli — wieder gleich wie das Heidbühl — mit Wald bestanden ist, auch in dem Teile, der sich nur wenig über dem übrigen, wohl kultivierten Lande des Uttiggutes erhebt. Der Umstand, daß inmitten Kulturlandes ein kleines Stück dem Walde überlassen worden ist, deutet sicher darauf hin, daß es dem Pfluge unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hat. Wenn, wie hier, kein felsiger Untergrund für diese Erscheinung verantwortlich ist, so können dafür nur die felsenharten Mauerreste römischer Gebäude in Frage kommen.

Aber auch hier, auf dem Herrenbergli, sind, wie mir der jetzige Besitzer des Uttiggutes, Herr von Wattenwyl von Diesbach mitteilt, bis dahin keine Grabungen vorgenommen worden. Wir möchten daher die zuständigen Organe der für die Vorgeschichte unseres Landes sich interessierenden Institute auf diesen Erdenwinkel aufmerksam machen, der wohl wert wäre, wissenschaftlich untersucht zu werden. Beim jetzigen Besitzer des Uttiggutes würden sie zweifellos weitgehendes Entgegenkommen finden, falls die bestehenden Anlagen möglichst geschont, bezw. nachher wieder in ihren ursprünglichen Stand gesetzt werden.

